

SUSANNE KINNEBROCK

Keine Einzelkämpferin sein

München, Arbeitszimmer von Susanne Kinnebrock.

23. Februar 2010.



Foto: privat

Geboren in München. 1986 bis 1993 Studium der Kommunikationswissenschaft, Politikwissenschaft und Amerikanischen Kulturgeschichte an den Universitäten München und Turin. 1993 bis 2000 wissenschaftliche Mitarbeiterin an der Universität München. 2001 bis 2003 wissenschaftliche Mitarbeiterin an der Universität Erfurt. 2002 Promotion an der Universität München in Kommunikationswissenschaft. Thema der Dissertation *Anita Augspurg (1857 - 1943). Feministin und Pazifistin zwischen Journalismus und Politik. Eine kommunikationshistorische Biographie*. 2003 bis 2004 Stipendiatin des Hochschul- und Wissenschaftsprogramms mit dem Forschungsprojekt *Politische Frauenzeitschriften in Deutschland von 1725 bis 1933*. 2005 wissenschaftliche Assistentin an der Universität

Erfurt. Dort 2005 bis 2006 Habilitationsstipendiatin. Lehrbeauftragte an der Hamburg Media School und der Universität Salzburg. Seit 2006 Co-Sprecherin und seit 2010 Sprecherin der Fachgruppe *Kommunikationsgeschichte* der DGPK. 2007 wissenschaftliche Mitarbeiterin an der Universität München, Koordinatorin des E-Learning-Projektes *Grundlagen und Theorien der Public Relations*. 2007 bis 2009 Vertragsprofessorin für Kommunikationswissenschaft an der Universität Wien. 2007 Begründerin des Nachwuchsforums *Kommunikationsgeschichte* der DGPK. 2007 und 2008 Nachwuchspreis für die beste Vortragspräsentation der DGPK. Seit 2008 Österreichkoordinatorin der Forschergruppe *Narrative Network*. 2009 Mitbegründerin und Vice-Chair der Sektion *Communication History* der ECREA. Seit 2009 Professorin für Kommunikationstheorie an der Universität Aachen.

Seit dem Wintersemester 2009 sind Sie Professorin für Kommunikationstheorie an der Universität Aachen. Wann war Ihnen klar, dass Sie Wissenschaftlerin werden möchten?

Das Berufsziel Wissenschaftlerin kristallisierte sich erst relativ spät, mit Abgabe der Dissertation, heraus. Zu diesem Zeitpunkt hatte ich bereits sechs Jahre lang an der Universität gearbeitet. Ich wusste, dass ich mich zwischen der Marktforschung und der Universität entscheiden musste.

Wäre die Marktforschung für Sie eine berufliche Option gewesen?

Während meiner Studienzeit war ich an der Gründung einer Marktforschungsagentur beteiligt. Ich habe mich im Laufe der Zeit peu à peu aus der Agentur zurückgezogen und war nur noch beratend tätig. In die Agentur zurückzukehren, wäre für mich eine Möglichkeit gewesen. Schließlich hatte ich die Agentur mit aufgebaut und war mit den Vorständen befreundet. Die Agentur war für mich eine mentale Stütze, ein Netz, das mich aufgefangen hätte, wenn ich nicht in der Wissenschaft hätte bleiben können. Ob ich dort allerdings glücklich geworden wäre, weiß ich nicht.

Wie kam es zu Ihrer Entscheidung für das Studium der Kommunikationswissenschaft?

Dass ich studieren würde, stand für mich fest. Alle Berufe, die mich interessierten, waren an ein Studium gekoppelt. Ich habe mich sehr für Medizin interessiert, weshalb ich während meiner Schulzeit ein Prak-

tikum im Krankenhaus gemacht habe. Auch die Architektur und alles, was mit Medien zu tun hatte, konnte ich mir als Studienfach vorstellen. Lesen war mein größtes Hobby. Meine Eltern hatten vier Zeitungen abonniert, mein Vater war ein absoluter Informationsjunkie. Als die Entscheidung für ein Studienfach anstand, habe ich den Test für das Medizinstudium gemacht. Doch in allem, was mit visueller Vorstellungskraft zu tun hatte, schnitt ich relativ schlecht ab. Leider benötigt man sowohl für das Medizin- als auch für das Architekturstudium eine gute visuelle Vorstellungskraft. Zur Kommunikationswissenschaft hat mich schließlich mein Interesse an Medien geführt.

Hatten Sie zu Beginn Ihres Studiums ein Berufsziel?

Wie viele aus meiner Generation konnte ich mir vorstellen, als investigative Journalistin zu arbeiten. Allerdings habe ich mich im Studium treiben lassen und das gemacht, was mich am meisten interessierte. Da mein Interesse für die Rezeptionsforschung wuchs, habe ich mein ursprüngliches Berufsziel, investigative Journalistin beim *Spiegel* zu werden, relativ schnell ad acta gelegt. Irgendwann bin ich bei Werner Früh und der Medienwirkungsforschung gelandet.

Sie haben neben Kommunikationswissenschaft auch Politikwissenschaft und Amerikanische Kulturgeschichte an der Universität München studiert.

Und noch einiges mehr: Mein Studium bestand aus einer sehr breiten Fächerkombination. Ich habe mich einige Semester durch die Betriebswirtschaftslehre gequält, das Nebenfach Wirtschaftspsychologie abgeschlossen, Theaterwissenschaften und Kunstgeschichte studiert. Während eines Auslandssemesters in Italien habe ich mich mit Geschichte beschäftigt. Diese Freiheit, nach seinen Interessen verschiedene Fächer zu studieren, gibt es heute leider nicht mehr. Ich hatte nie das Gefühl, mein Studium besonders schnell zu Ende bringen zu müssen. Deswegen habe ich mir mehrere Fächer angeschaut und mich letztlich für Politikwissenschaft, Amerikanische Kulturgeschichte und Kommunikationswissenschaft entschieden.

Welche Erinnerungen verbinden Sie mit Ihrer Studienzeit?

Mein Studium habe ich in sehr guter Erinnerung. Mit einigen Kommilitonen und Kommilitoninnen bin ich noch immer befreundet. Meine Nebenfächer haben mich zeitweise mehr als mein Hauptfach interessiert. In Amerikanischer Kulturgeschichte sind wir auf Exkursionen gegangen, in diesem Fach habe ich mein Auslandsjahr absolviert. Beides war eine spannende Erfahrung für mich. Mir hat besonders gefallen, wenn ich im

Studium in Forschungsprojekten praktisch arbeiten konnte. Natürlich verbinde ich mit dem Studium auch negative Erinnerungen. Manchmal wollte ich unbedingt an einem Seminar teilnehmen und habe wegen Überfüllung keinen Platz bekommen. Oder ich hatte das Gefühl, dass ich meine Ideen nicht einbringen kann und nur simple Hilfsarbeiten als Datengenerierer verrichten darf.

Warum haben Sie sich für München als Studienort entschieden?

Ich hatte durch meine Großeltern eine Affinität zu München. Sie waren zwar zu Beginn meines Studiums bereits gestorben, aber durch sie kannte ich die Stadt. Ich habe mein Abitur in der Kleinstadt Bamberg gemacht. Während der Schulzeit war ich aber ein Jahr in Melbourne und wollte aufgrund dieser Erfahrungen zum Studieren wieder in eine Großstadt. Dafür gab es für mich damals nur zwei Alternativen: entweder das wilde Berlin oder das behütete München.

Wie ging es nach Ihrem Studium weiter?

Ich habe 1993 meinen Abschluss gemacht. Anschließend war ich den ganzen Sommer über in meiner Marktforschungsagentur tätig, wo wir für die Treuhandanstalt eine Standortanalyse erstellten. Das war ein spannendes Projekt. Damals gab es keinen Masterplan für die wirtschaftliche und infrastrukturelle Entwicklung in Ostdeutschland, aber schon sehr viele unterschiedliche Einzelinitiativen. Wir haben dann für eine Region in Sachsen-Anhalt einen Überblick über die einzelnen Vorhaben und die bestehenden Infrastrukturen erstellt. Nach einiger Zeit erhielt ich einen Anruf von Ursula E. Koch, die meine Magisterarbeit betreut hatte. Als Erstes habe ich an einen Formfehler in meinem Magisterverfahren gedacht, doch weit gefehlt! Ursula E. Koch fragte mich, ob ich für sie arbeiten wollte. Ich war hin und her gerissen: Einerseits machte mir die Marktforschung Spaß, andererseits bedeutete die Marktforschung für mich Routine und Wiederholung. Ich ahnte, dass mir diese Tätigkeit irgendwann langweilig werden könnte. Deshalb habe ich die Stelle bei Ursula E. Koch angetreten, auf der ich mein Interesse an der Kommunikationsgeschichte weiter verfolgen konnte. Das ist außerhalb der Universität kaum möglich, da die Fördermöglichkeiten für kommunikationshistorische Themen rar sind. Bei Ursula E. Koch habe ich schließlich zu Anita Augspurg promoviert.

Nach der Promotion sind Sie Patrick Rössler nach Erfurt gefolgt.

Bis 2000 habe ich noch für Ursula E. Koch gearbeitet. Anfang 2001 bin ich dann zu Patrick Rössler nach Erfurt gegangen. Dort habe ich zweieinhalb Jahre lang ein E-Learning-Projekt geleitet, in dem wir eine

Lernplattform zur Einführung in die Kommunikationswissenschaft erstellt haben. Nebenbei habe ich meine Promotion abgeschlossen. Es war sehr aufwendig, das Redaktionssystem für das E-Learning-Projekt zu erstellen. Unser Ziel war ein System, das einfach zu handhaben, erweiterbar und aktualisierbar ist, da sich die Inhalte in unserem Fach so schnell verändern. Man kann keine Lernplattform entwickeln und hoffen, dass sie in den nächsten 20 Jahren unverändert bleiben kann. Unser System ist noch heute in Erfurt und München im Einsatz, unser Ansatz war damals also richtig.

Wie kam es zu Ihrem Wechsel nach Erfurt?

Als Patrick Rössler in München arbeitete, habe ich mit ihm einige Gutachten geschrieben. Er als Rezeptionsforscher und ich als Kommunikationshistorikerin hatten unterschiedliche Herangehensweisen, doch trotz dieser verschiedenen Perspektiven kamen wir zu sehr ähnlichen Einschätzungen – das fand ich faszinierend. Zudem teilen wir das Interesse an historischen Zeitschriften. Da haben wir eine wunderbare Schnittmenge gefunden. Für das Erfurter Projekt brauchte er einen Generalisten, der einen gewissen Überblick über die Kommunikationswissenschaft hat. So bin ich nach Erfurt gekommen.

Hatten Sie in Erfurt Zeit, sich Gedanken über ein Habilitationsthema zu machen?

In erster Linie wollte ich in Erfurt meine Promotion abschließen. Das war eine große Herausforderung, denn das Projekt war sehr zeitaufwendig. Ich habe unglaublich hart an dem Projekt und im Institut gearbeitet. Die Kommunikationswissenschaft bestand in Erfurt zu dieser Zeit nur aus einem kleinen Team, sodass jeder in jede Kommission musste. Die Lehrstuhl- und die Projektmitarbeiter mussten die administrativen Arbeiten von Anfang an mit übernehmen. Das Alltagsgeschäft im Projekt ließ mir nicht die Zeit, mir viel Gedanken über die Habilitation zu machen. Erst als meine Tochter 2002 zur Welt kam, wurde mir klar, dass ich einen Weg finden musste, mein Familienleben mit meinem Beruf – vor allem auch mit einer langfristigen Perspektive – zu verbinden. Patrick Rössler hat mir dabei goldene Brücken gebaut, ich habe mich um Stipendien beworben und schließlich ein Forschungsstipendium für eine Habilitation erhalten. Damit stand fest: Ich habilitiere. Bei der Themenwahl für die Habilitationsschrift bin ich nicht strategisch vorgegangen, ich wollte nicht zwingend ein neues Thema besetzen. Vielmehr bin ich meinen Forschungsneigungen gefolgt. Ich habe mir ein integratives Thema gesucht, das den Kreis zwischen Geschichte und dem Erzählen von Geschichten

schließt. Es geht um die narrative Vermittlung von journalistischen, aber auch historischen Inhalten. Meine Dissertation war vor allem im Bereich der Kommunikationsgeschichte und der Gender Studies angesiedelt. Da lag es nicht fern, zum einen an die geschichtstheoretischen Debatten zu narrativen Konturen historischen Wissens anzuknüpfen und auf den Journalismus zu übertragen. Und als Genderforscherin interessierte mich natürlich die Frage, mit welchen narrativen Strategien politische Frauenzeitschriften operieren. Wenn man einen neuen Antrag schreiben muss, dann am besten zu einem Thema, an dem man bereits gearbeitet hat. Deswegen habe ich meine Stipendiumsbewerbungen zu Themen verfasst, zu denen ich Vorwissen hatte.

Nach Ihrer Erfurter Zeit waren Sie an verschiedenen Universitäten als Lehrbeauftragte und wissenschaftliche Mitarbeiterin tätig. Schließlich haben Sie in Wien eine Professur angetreten. Wie haben Sie Ihre Zeit als Professorin in Wien erlebt?

Es war für mich etwas Neues, weil ich die Perspektive wechselte. In Wien war ich Professorin – was ich sagte oder auch meine Entscheidungen wurden kaum mehr hinterfragt. Hinzu kommt, dass Österreich im Vergleich zu Deutschland ein hierarchischer strukturiertes Land ist: Die Trennung zwischen Professoren, Mittelbau und Studentenschaft ist stärker als in Deutschland. Auch das war für mich neu.

Seit dem Wintersemester 2009 sind Sie in Aachen Professorin. Wie gefällt es Ihnen dort?

Gut! Meine Professur ist am Institut für Sprach- und Kommunikationswissenschaft angesiedelt. Zwischen beiden Bereichen gibt es Schnittstellen, zum Beispiel im Umgang mit Sprache auf der einen und der Analyse von Inhalten auf der anderen Seite. Insofern ist es nicht unlogisch, dass ich dorthin berufen worden bin – ich passe mit meinen Themen gut hinein.

Gab es auf Ihrem Weg in die Wissenschaft Hürden, die Sie meistern mussten?

Ja, natürlich. Dass ich in der Lage bin, eine Dissertation zu verfassen, stand für mich außer Frage. Insofern stellte die Dissertation keine Hürde dar. Bei mir war es eher die Frage, ob ich die Themen, die ich für wichtig halte und die ich bearbeite, so darstellen kann, dass ich andere von deren Wichtigkeit überzeuge und Anschlussverträge bekomme. Ich musste mir mehrfach überlegen, wie es weitergehen soll. Eine Hürde waren also meine Arbeitsverträge mit mehr oder weniger kurzen Laufzeiten. Der zweite entscheidende Punkt in meiner Karriere war die Geburt meiner Tochter. Ich musste eine Lösung für die Verbindung von Berufs- und Familienleben finden.

Hatten Sie einen Mentor oder Förderer?

Es gab immer Kollegen und Kolleginnen, die mir aus unterschiedlichen Gründen wichtig waren. Meine Doktormutter Ursula E. Koch war für mich ein Vorbild. Sie füllte als Frau ganz selbstverständlich einen Lehrstuhl aus. Sie hat mich motiviert, hat mir mit Rat zur Seite gestanden und hat mir stets signalisiert, dass die jeweilige Hürde, vor der ich stand, zu nehmen ist. Sie hat mir die Möglichkeit gegeben, im Bereich Kommunikationsgeschichte zu arbeiten, und mich bei der Entscheidung für meine Themen unterstützt. Patrick Rössler ist eine zweite zentrale Person für mich. Er hat mich motiviert, mich in meinen Ideen bestärkt und mir die Zuversicht gegeben, dass ich mich in andere Themen, zum Beispiel das E-Learning, einarbeiten kann. Patrick Rössler ist international gut vernetzt und hat meinen Blick auf die internationale Scientific Community gelenkt. Er konnte mir Hinweise geben, wie ich meine Karriere planen kann – auch wenn ich mich nicht immer an seine Ratschläge gehalten habe. Da ich in Erfurt administrative Aufgaben übernommen hatte, kannte ich die Eigenlogiken von Berufungskommissionen. Das hat mir geholfen, weil ich so die Kriterien kannte, auf die normalerweise bei einer Berufung geachtet wird. Zudem hatte ich als Mentee des DGPuK-Mentoringprogramms eine tolle Mentorin. Sie ist eine dritte zentrale Person für mich. Als Mentee habe ich gelernt, dass ein zeitweiliges Scheitern oft an strukturellen Zwängen und nicht am persönlichen Versagen hängt. Zu sehen, dass es Wissenschaftlerinnen mit ähnlichen Problemen gibt, war für mich eine wichtige Erfahrung.

Sind Sie mit Haut und Haaren Professorin?

Ich bin mit Haut und Haaren Wissenschaftlerin. Der Professorenberuf ist zwar mit sehr viel Administration verbunden, aber Wissenschaft begeistert mich, sie ist für mich die Verbindung aus Forschung und Lehre.

Können Sie diese Kopplung aus Lehre und Forschung im Alltag umsetzen?

Ich versuche es, aber es kommt auf den Veranstaltungstypus an. Im Kontext einer Einführungsvorlesung ist die Verbindung von Forschung und Lehre nur bedingt möglich. In Forschungsseminaren gelingt die Kopplung besser. In einem solchen Veranstaltungskontext können Teilstudien für einen größeren Forschungszusammenhang durchgeführt werden. In der Regel kristallisiert sich eine Gruppe von Studierenden heraus, die eine Leidenschaft für die Forschung entwickelt und die das Projekt trägt. Ich bin immer wieder über das Engagement der Studie-

renden erstaunt – nicht zuletzt deshalb, weil sie in ihren Bachelor- und Masterstudiengängen ein sehr knappes Zeitbudget haben.

Wie wichtig ist Ihnen der Kontakt zu Studierenden?

Mir ist dieser Kontakt wichtig. Doch leider lassen es die Rahmenbedingungen zum Teil kaum zu, dass ein enger Kontakt zu den Studierenden entsteht. Während meiner Zeit in Wien gab es dort sieben besetzte Professuren für rund 7000 Studierende. Wenn ich eine persönliche Beziehung zu all meinen Studierenden aufgebaut hätte, wäre ich untergegangen. In Wien habe ich das Veranstaltungsmanagement delegiert. Ein Studienassistent hat zum Beispiel E-Mails mit Fragen zu meiner Vorlesung beantwortet und viele administrative Dinge erledigt. Damit ich das Tagesgeschäft schaffen konnte, habe ich den Kontakt zu den Studierenden auf ein Minimum beschränkt. Allerdings hat mir das in der Seele weh getan. In Aachen betreuen wir mit derzeit sechs Professuren rund 1400 Studierende. Auch dort muss ich den Lehrbetrieb am Laufen halten, sodass in den großen Grundlagenvorlesungen der Kontakt oberflächlich bleibt. Zu den Studierenden in den höheren Semestern pflege ich hingegen den Kontakt. Mit ihnen führe ich Projekte durch, sie schreiben bei mir ihre Abschlussarbeit. Das Konzept, das meinen Vorstellungen sehr nahe kommt, ist das Erfurter Modell. Dort gibt es kleine Veranstaltungen mit maximal 25 Teilnehmern, mit denen man möglichst oft in Projekten arbeitet.

Welche Ziele verfolgen Sie als Professorin?

Ich würde gern die Themen und Ideen, die ich für wichtig halte, mit einem Team voranbringen. Um dieses Ziel zumindest annähernd verwirklichen zu können, muss viel administrative Arbeit erledigt werden: Ich muss die finanziellen Ressourcen für diese Projekte schaffen, Forschungsanträge schreiben und in der Universität um Ressourcen verhandeln. Ich würde gern mehr forschungsintensive Projektseminare anbieten, doch aufgrund der großen Studentenzahlen ist das nur bedingt möglich. Zudem bin ich in vielen Universitätsgremien aktiv und versuche dort, die in den Studentenprotesten geäußerte Kritik aufzugreifen und unsere Studiengänge zu verbessern. Deshalb beschäftige ich mich hin und wieder Stunden mit dem Hochschulrecht und den hausinternen Regelungen, um die Möglichkeiten auszuloten, solche Studiengänge zu schaffen, die ein intensives Forschen und Arbeiten mit den Studierenden ermöglichen. Es ist mir auch wichtig, in Teams zu arbeiten, in denen flache Hierarchien und reger Austausch herrschen. Aus der jün-

geren Generation kommen oft gute Ideen und innovative Ansätze. Für mich ist es eine Herausforderung, diese Ideen und Ansätze mit meinen Vorstellungen zu verbinden. Teamarbeit funktioniert aber nur mit motivierten Menschen, die das Gefühl der Sicherheit haben. Deshalb versuche ich, meinen Mitarbeitern möglichst lange Verträge zu geben und sie dadurch zu fördern.

Wie sieht ein typischer Arbeitstag von Susanne Kinnebrock aus?

In der Regel bin ich vor acht Uhr im Büro. Als Erstes stelle ich den Computer an, checke meine E-Mails und versuche, einen ersten Schwall abzarbeiten. Anschließend bereite ich eine Veranstaltung vor, die meist am Vormittag stattfindet. Mittags esse ich zwischen Tür und Angel – und ärgere mich jedes Mal darüber. Am Nachmittag arbeite ich Terminalsachen ab, erstelle Vorlagen für Sitzungen, gehe zu einem Meeting, erstelle Gutachten. Zwischendurch habe ich einen Jour Fixe mit meinen Mitarbeitern und lege eine kurze Kaffeepause mit meiner Sekretärin ein. Ab 17 Uhr wird es ruhiger. Dann bereite ich entweder die nächste Lehrveranstaltung vor oder komme dazu, etwas zu lesen oder zu schreiben. Ich bin erst fünf Monate in Aachen und baue meinen Lehrbereich gerade erst auf. Deshalb habe ich noch die Hoffnung, dass ich irgendwann mehr Zeit für die Lektüre, für das Denken in Ruhe und für das Schreiben haben werde. Im Moment ist mein Tag von Administration und Lehre bestimmt.

Sie pendeln zwischen Aachen und München. Welche Unterstützung erfahren Sie von Ihrer Familie?

Unglaublich viel, ohne meine Familie würde alles zusammenbrechen. Das letzte Semester war ich fünf Tage in der Woche in Aachen und anderthalb Tage in München. Das Alltagsgeschäft, der Haushalt sowie die Versorgung und Betreuung meiner kleinen Tochter liegen im Moment bei meinem Partner. Wenn er diesen Part nicht übernehmen würde, wüsste ich nicht, wie alles funktionieren könnte. Mein Ziel ist es, die Familie wieder zusammenzubringen. Doch das ist nicht einfach, da sowohl mein Partner als auch ich einen qualifizierten Vollzeitjob haben. Daher ist es im Moment so, dass er und meine Tochter in München leben, wo unser Betreuungsnetzwerk gut gestrickt ist. Oft hat man die Vorstellung, dass sich ein Professor am letzten Semestertag verabschiedet und dann zwei Monate nicht in der Universität zu sehen ist. In Aachen funktioniert das nicht. Wenn man Kontakte aufbauen, einen Studiengang restrukturieren, Forschungsprojekte voranbringen

und dann auch noch seiner Universität Ressourcen abhandeln möchte, dann muss man einfach vor Ort sein.

Für wie wichtig erachten Sie Drittmittelprojekte?

Ich arbeite in Aachen an der drittmittelstärksten Universität Deutschlands. Meine Erfahrung mit dem Einwerben von Drittmittelprojekten hat bei meiner Berufung eine zentrale Rolle gespielt. Die Forschung wird zunehmend über Drittmittel finanziert. Das muss man nicht immer gut finden, aber es ist der Gang der Dinge. Deshalb sind Drittmittel sehr wichtig; sie sind mittlerweile ein ganz zentrales Beurteilungskriterium für die Leistung von Professoren und Professorinnen.

Sie sind mit Klaus Arnold Sprecherin der Fachgruppe Kommunikationsgeschichte der DGPK. Was treibt Sie zu diesem Engagement an?

In der Fachgruppe arbeiten diejenigen Personen, mit denen ich inhaltlich am meisten zu tun habe. Die Mitglieder der Fachgruppe sind für mich eine wichtige Referenzgruppe. Fachgesellschaften – vor allem auch internationale – schaffen einen Rahmen für den akademischen Austausch – und der ist mir wichtig. Dafür engagiere ich mich. Der fachliche Austausch war für mich auch Antrieb, die Section *Communication History* in der ECREA mit zu initiieren. Kommunikationsgeschichte wird oft national betrieben, obgleich gerade komparative Herangehensweisen den Blick für größere Trends und nationale Eigenheiten schärfen.

In einer Fachgruppe kann man über die Zusammenführung von Wissenschaftlern aus unterschiedlichen Ländern Einfluss auf die Ausgestaltung des Faches nehmen.

Ja, aber man muss die Vernetzung leben wollen und Verantwortung übernehmen, indem man beispielsweise Tagungen organisiert und die damit verbundene Administrationsarbeit auf sich nimmt.

Wie zufrieden sind Sie mit Ihrem Beruf?

Mit ein paar Abstrichen ist der Professorenberuf mein Traumjob. Die Abstriche betreffen vor allem die Zeit. Ich habe ein sehr enges Zeitbudget und muss viele Dinge vernachlässigen. Ich habe zum Beispiel keine Zeit, um Sport zu treiben. Außerdem habe ich früher viel Belletristik gelesen, doch auch das habe ich völlig zurückgeschraubt. Leider habe ich nur beschränkt Zeit für meine Familie. Das ist der höchste Preis, den man für den Beruf zahlen muss. Manchmal frage ich mich, ob dieser Preis nicht zu hoch ist. Ich habe den Professorenberuf nicht seit dem Studium angestrebt. Vielleicht hatte ich deswegen früher auch kein klares Bild von diesem Beruf. Mir war zum Beispiel nicht klar, wie viel Administrationsaufwand mit einer Professur verbunden ist. Aber noch

glaube ich, dass man sich Freiräume schaffen kann, wenn man Prozesse sehr effizient organisiert und der Workflow stimmt.

Sie haben viele negative Punkte aufgeführt. Was macht den Professorenberuf dennoch zu Ihrem Traumberuf?

Das Tolle an meinem Beruf ist die Freiheit in Wissenschaft und Lehre. Ich kann mir überlegen, welcher inhaltliche Aspekt wichtig ist, wo es Forschungslücken gibt und wie man diese füllen kann. Diese Freiheit hatte ich in der Marktforschung nicht, weshalb ich die Tätigkeit als Wissenschaftlerin nun ungemein zu schätzen weiß. Ich kann den Studierenden vermitteln, was mir wichtig erscheint. Diese Möglichkeit gibt es in anderen Berufen kaum, das ist ein toller Aspekt des Professorenberufs. Mein Hobby war immer das Lesen. Meine Idealvorstellung ist, dass ich meinen Arbeitsalltag und Lehrbereich so effizient organisiere, dass mir wieder mehr Zeit für das Lesen bleibt. Ich habe ein Mitarbeiterteam, von dem ich viel lerne und mit dem ich Ideen weiterentwickle. Es gibt wunderbare Synergieeffekte. Ich mag es sehr, auf Tagungen zu gehen, dort lebe ich immer auf und ich kann Themen diskutieren und mich austauschen. Das ist einfach toll.

Ihre Habilitation wollten Sie zum Thema Narrationen verfassen. Noch vor Abschluss der Habilitation wurden Sie in Aachen berufen. Bleiben Sie diesem Thema treu?

Narrationen sind ein zentrales Thema für mich. Sie sind eine wichtige Form der Vermittlung und ein Grundmodus der menschlichen Kommunikation. In der traditionellen Kommunikationswissenschaft ist die narrative Struktur von Inhalten ein wenig aus dem Blick geraten, vermutlich weil Narrationen oft mit fiktiven Inhalten verbunden werden und damit als Untersuchungsthema der Medienwissenschaft oder Germanistik erscheinen. Narrationen sind aber auch ein zentrales Thema der Kommunikationswissenschaft.

Mit Ihrer Dissertation haben Sie sich bewusst für ein Thema im Rahmen der Gender Studies entschieden. Was hat Sie dazu bewogen?

Zu Beginn meiner Dissertation stand die Erkenntnis, dass wir einiges über große Journalisten und ihre Biografie wussten. Aber über Journalistinnen war wenig bekannt. Das hat mich stutzig gemacht und angetrieben, diese Lücke ein Stück weit zu füllen. Dann stand ich vor der Frage nach der theoretischen Grundlage meiner Arbeit. Ich habe mich von den heute doch sehr avancierten Theoriebeständen der Genderforschung inspirieren lassen. Ich finde die Genderforschung auch erkenntnistheoretisch sehr spannend. Sie stellt am Anfang die einfache Frage: Trifft

diese Beobachtung eigentlich für alle Akteure zu? Und wenn das nicht der Fall ist, dann stößt man sehr schnell auf gängige Deutungsmuster, die wir, solange wir sie nicht hinterfragen, blind reproduzieren.

Haben Frauen in der Wissenschaft eher Vor- oder eher Nachteile?

Wenn wir das Gesetz der großen Zahlen heranziehen, dann haben Frauen offensichtlich Nachteile. Der Anteil der weiblichen Studierenden steht nicht im Verhältnis zu den Frauen, die in der Wissenschaft bleiben. Die Nachteile sind meines Erachtens vor allem in fehlenden Rollenmodellen begründet. Hier kann und muss sich einiges ändern, die Geschlechterverteilung kann sich angleichen. Ich sehe durchaus den politischen Willen, die Benachteiligung von Frauen aufzuheben. Effekte dieser Bemühungen sehe ich allerdings noch nicht. Es gibt kleinere Verschiebungen zugunsten von Frauen, aber damit entstehen noch keine neuen Rollenmodelle. Bezeichnend finde ich in diesem Zusammenhang die Ergebnisse von Befragungen unter dem Nachwuchs unseres Fachs. Sie haben gezeigt, dass Frauen im Gegensatz zu den Männern zögern, sich hundertprozentig auf die Wissenschaft und die Professur als Berufsziel einzulassen. Um dies zu verändern, ist noch eine Menge zu tun.

Sind Wissenschaftler anders vernetzt als Wissenschaftlerinnen?

Ich habe den Eindruck, dass die Vernetzung unter den Kollegen stärker ausgeprägt ist als unter den Kolleginnen. Mir scheint insbesondere, dass unter männlichen Wissenschaftlern das lockere Zusammensitzen am Rande einer Tagung eine ganz andere Selbstverständlichkeit hat; man geht abends noch zusammen ein Bier trinken. Oft bleibt es nicht bei einem Bier. Bei solchen Anlässen werden Personen auf ihre Umgänglichkeit abgecheckt und mögliche Kooperationen ganz informell angedacht. Deswegen sollte man bei solchen Treffen dabei sein. Wenn einem aber als Frau diese Form des Kommunizierens fremd ist, dann nimmt man solche Abendtermine sicher befängener wahr als so mancher männliche Kollege.

Für wie wichtig erachten Sie die Vernetzung mit Kollegen?

Die Vernetzung ist aus mehreren Gründen wichtig: Auf der einen Seite möchte ich immer wissen, wer gerade welche Idee hat und wie man sich darin einbringen kann. Wo tun sich Projektverbände auf, an denen ich mitarbeiten möchte? Auf der anderen Seite ermögliche ich mir über die Vernetzung den fachlichen Austausch. Unser Fach ist seit Langem eine transdisziplinäre Wissenschaft, die man nicht kleinreden sollte. Und gerade deshalb ist es umso wichtiger, Kollegen und Kolleginnen

zu konsultieren, sie zu dem zu befragen, was man sich angelesen hat. Bin ich bei dem Thema auf dem aktuellsten Stand? Habe ich etwas übersehen? Kollegen und Kolleginnen aus der Sprachwissenschaft haben einen anderen Blick auf mein Thema und können mir wertvolle Hinweise geben – das ist sehr produktiv.

Sie waren Mentee im DGPK-Mentoringprogramm. Welche Erfahrungen haben Sie in diesem Förderprogramm gemacht?

Mich hat das Programm dafür sensibilisiert, dass Karrieren planbar sind. Zum Zeitpunkt meines Mentorings war ich Stipendiatin und gerade Mutter geworden. Ich wusste nicht, wie es langfristig beruflich weitergehen würde. Ich habe in dem Programm gesehen, dass es Frauen gibt, die Kind und Beruf unter einen Hut bekommen. Sicher war mir dies teilweise schon bewusst, aber es hat mich beruhigt. Neu war aber das Planbare an einer Karriere. Ich habe gelernt, Kollegen anzusprechen, die ich früher nicht angesprochen hätte, ihnen meine Ideen vorzustellen und sie nach ihrer Meinung zu fragen. Uns wurde vermittelt, dass wir auf bestimmten Tagungen präsent sein sollten und auf anderen präsent sein können. Es liegt in unserer Hand, Prioritäten zu setzen. Für mich war es zudem wichtig zu erkennen, dass im Leben und im Beruf etwas schiefgehen kann und dass diese Erfahrung jeder macht. In dieser Hinsicht war der Austausch mit den anderen Mentees für mich zentral. Sie waren in einer ähnlichen Situation und hatten mit den gleichen strukturell bedingten Problemen zu kämpfen. Ich hatte nicht mehr das Gefühl, eine Einzelkämpferin zu sein. Diese Erfahrung tat gut und hat mich ungemein bestärkt.

Können Sie Ihre Erfahrungen aus dem Mentoringprogramm heute an Ihre Mitarbeiter weitergeben?

Ich unterstütze den wissenschaftlichen Nachwuchs, wo ich nur kann. Ich habe zum Beispiel das *Nachwuchsforum Kommunikationsgeschichte* der DGPK initiiert. Das Nachwuchsforum leistet tolle Arbeit, auf die ich stolz bin. Zudem fordere ich meine Mitarbeiter auf, sich für Vorträge auf internationalen Tagungen zu bewerben. Ich habe ihnen zugesagt, dass ich mich bei einer Annahme des Vortrags auf einer internationalen Tagung um die Finanzierung der Reise kümmere. Die Praxis der halben Stellen ist bitter. Sie führt dazu, dass junge Wissenschaftler und Wissenschaftlerinnen auf Studentenniveau ihren Alltag bestreiten müssen. Sie leisten ganze Arbeit, für die sie nur halb bezahlt werden, und können es sich kaum leisten, zu wichtigen Tagungen zu fahren wie

aktuell zur ICA-Jahrestagung in Singapur. Wenn ich mich allerdings um die Finanzierung kümmere, dann schafft das für mich einen zusätzlichen Verwaltungsaufwand. Trotzdem mache ich es gern, weil ich meine Mitarbeiter fördern will. Und natürlich versuche ich, mit ihnen zusammen Projekte zu machen und zu publizieren.

Welchen Rat geben Sie Ihren Studentinnen und Nachwuchswissenschaftlerinnen mit auf den Weg?

Sie sollten das tun, was sie interessiert, und ihre Themen anschlussfähig halten. Es macht wenig Sinn, ein Thema nur aus strategischen Gründen zu wählen. Ich glaube fest daran, dass man ein Thema besser bearbeiten kann, wenn man von seiner Wichtigkeit tief überzeugt ist. Natürlich muss man die Entwicklung des Fachs im Auge behalten, aber man sollte nicht auf jedes neue Thema aufspringen. Vielmehr muss es darum gehen, seine bereits bearbeiteten Themen an neue Entwicklungen und den Mainstream anzuschließen. Es ist wenig zielführend, irgendwelche esoterischen Themen perfekt zu beherrschen, die man dann aber niemandem vermitteln kann. Zur Anknüpfung an den Mainstream gehört auch, dass man die internationale Forschung und Community im Blick behält. Die deutsche Kommunikationswissenschaft ist zwar relativ groß, sie hat mittlerweile einen Mainstream und ihren eigenen Markt für Wissenschaftler. Trotzdem glaube ich, dass man inhaltlich besser wird, wenn man sich mit der internationalen Forschung auseinandersetzt – was manchmal anstrengend sein kann. Dennoch rate ich allen, den Anschluss an die internationale Forschung zu wahren.

Das Universitätssystem in Deutschland wird seit ein paar Jahren grundlegend reformiert, beispielsweise wird zwischen Lehr- und Forschungsprofessuren differenziert. Ist diese Differenzierung für Frauen in der Wissenschaft eher mit Chancen oder Risiken verbunden?

Noch ist diese Differenzierung ein Prozess, der vielleicht nur eine Übergangsmaßnahme ist. Für mich ist diese klare Trennung noch nicht in Stein gemeißelt. Sie käme einem Zwei-Klassen-System nahe. Lehrprofessuren sind eingeführt worden, um Studentenberge abzuarbeiten. Gute Lehre ist für mich aber immer mit Forschung verbunden. Mit einem 16 Stunden umfassenden Lehrdeputat kommt man kaum mehr zum Forschen. Aus diesem Grund halte ich die Differenzierung für eine Fehlentwicklung, genauso wie die Stellen als Lehrkräfte für besondere Aufgaben. Die Vorstellung, dass diese Fehlentwicklung von den Frauen getragen werden könnte, behagt mir ganz und gar nicht. Denn auch bei

ihnen zählt am Ende die Reputation in der Forschung. Wissenschaft wird immer am Forschungsoutput gemessen, den Lehrprofessuren in der Regel nicht erbringen können. Somit laufen sie Gefahr, als Professuren zweiter Klasse abqualifiziert zu werden. Bezeichnend ist in diesem Zusammenhang, dass Lehrprofessuren bislang stets als ›kleine‹ W2-Professuren ausgeschrieben wurden.

Wissenschaftliches Profil

Forschungsschwerpunkte

Kommunikationsgeschichte und Medienwandel, Narrationen, Journalismusforschung, kommunikationswissenschaftliche Geschlechterforschung, Wissensvermittlung/E-Learning

Projekte

- 2008 bis 2009: Österreichische Akademie der Wissenschaften und Stadt Wien, *Geschlechterkonstruktionen in deutschen, österreichischen und schweizerischen Tageszeitungen*
- seit 2007: Österreichisches Ministerium für Wissenschaft und Forschung, Österreichische Forschungsgemeinschaft und Stadt Wien, *Narrativer Journalismus und seine Wirkung*
- 2007: Bundesministerium für Bildung und Forschung und Rat für Wirtschafts- und Sozialdaten, *Journalismus als Frauenberuf anno 1900*
- 2004 bis 2006: Hochschul- und Wissenschaftsprogramm *Politische Frauenzeitschriften und ihre Öffentlichkeiten*
- 2001 bis 2003: Bundesministerium für Bildung und Forschung CLIC. *Computer-based Learning in Communications: Einführung in die Kommunikationswissenschaft*

Publikationen

BILANDZIC, HELENA; KINNEBROCK, SUSANNE (2009): Narrative experiences and effects of media stories: An introduction to the special issue. In: *Communications. The European Journal of Communications Research*, 34 (4), S. 355-360

KINNEBROCK, SUSANNE (2009): *Revisiting journalism as a profession in the 19th century. Empirical findings on women journalists in Central Europe.* In: *Communications. The European Journal of Communication Research* 34 (2), S. 107 - 124

URICCHIO, WILLIAM; KINNEBROCK, SUSANNE (Hrsg.) (2006): *Media Cultures.* Heidelberg

KINNEBROCK, SUSANNE (2005): *Anita Augspurg (1857 - 1943). Feministin und Pazifistin zwischen Journalismus und Politik. Eine kommunikationshistorische Biographie.* Herbolzheim